



Fachhochschul-Studiengang Soziale Arbeit Linz

MannsBilder in der Sozialen Arbeit
Konstruktion von Männlichkeit im Frauenberuf Sozialarbeit

BACHELORARBEIT

zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Arts in Social Science (BA)

eingereicht von

Werner Sailer
S07/1/056/1019

Begutachter: DSA Franz Schiermayr

Linz, 23.3.2011

INHALTSDARSTELLUNG

KONSTRUKTION VON MÄNNLICHKEIT IN DER SOZIALEN ARBEIT

Ganz offensichtlich ist Sozialarbeit ein Beruf, der von viel mehr Frauen ausgeübt wird als von Männern. Das ist wahrscheinlich ein Grund, warum die Situation von Männern in diesem Beruf noch so wenig erforscht ist.

In dieser Arbeit wird versucht, die Bedeutung von Männlichkeit in einem frauendominierten Beruf zu erfassen.

Zuerst werden Theorien zur Analyse von Männlichkeit vorgestellt. Männlichkeit wird dabei als gesellschaftlich konstruiertes Phänomen erfasst.

In einem nächsten Schritt werden die historische Entwicklung Sozialer Arbeit und das Geschlechterverhältnis in der Sozialen Arbeit thematisiert.

Anschließend werden Bilder und Thesen zur Männlichkeit in der Sozialen Arbeit vorgestellt und diskutiert. Dabei wird gegenübergestellt, welche Vor- und Nachteile es eventuell haben kann als Mann in der Sozialarbeit berufstätig zu sein. Abschließend werden die Ergebnisse zusammengefasst und es wird versucht, sie kritisch zu hinterfragen.

ABSTRACT

CONSTRUCTION OF MASCULINITY IN SOCIAL WORK

It is quite obvious that social work is a profession which is occupied by far more women than men. This is probably the reason why the situation of men in this field has not been studied well so far. In my bachelor's thesis I try to capture the meaning of masculinity in a profession dominated by women.

First I will introduce theories with respect to the analysis of masculinity. Masculinity will thereby be described as socially constructed phenomenon.

In the next step the historic development of social work and the gender ratio will be dealt with.

Subsequently, pictures and theses connected to masculinity in social work will be presented and discussed. Potential advantages and disadvantages of working in social work as a man will be compared. Finally, I will summarize the results and try to analyze them.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1. Zur sozialen Konstruktion von Männlichkeit	4
1.1. Begriffsbestimmungen	4
1.1.1. Sex und gender	4
1.1.2. Doing gender	5
1.2. Zum Habitusbegriff	6
1.2.1. Der soziale Habitus	6
1.2.2. Der männliche Habitus	7
1.3. Hegemoniale Männlichkeit	9
1.3.1. Hegemonie	10
1.3.2. Unterordnung/Dominanz	13
1.3.3. Komplizenschaft	14
1.3.4. Marginalisierung	14
1.4. Männlichkeit und Erwerbsarbeit in Zeiten postmoderner Umbrüche	16
2. Der geschlechtlich konstruierte Beruf Sozialarbeit	20
2.1. Historische Entwicklung der Sozialarbeit aus der Genderperspektive	20
2.2. Geschlechterverhältnisse in der Sozialarbeit	23
3. Männlichkeiten in der Sozialen Arbeit	27
3.1. Warum gehen Männer in die Soziale Arbeit – Motive und biographische Dispositionen	28
3.2. Männer haben's schwer	31
3.2.1. Habituelle Verunsicherung	32
3.2.2. Hohe Erwartungshaltung	34
3.3. Männer haben's leicht	36
3.3.1. Angebot und Nachfrage	36
3.3.2. Vorschusslorbeeren	37
3.3.3. Der Männerbonus bei KlientInnen	38
3.3.4. Cross gender	38
3.3.5. Der gläserne Aufzug: Zur Karriereorientierung von Männern	39

4. Resümee	41
Literaturverzeichnis	44
Internetquellen	47

Einleitung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den wenigen Männern, die in der Sozialarbeit tätig sind, mit den Bildern von Männlichkeit, die dadurch entstehen, aber auch damit, was es für die Sozialarbeiter bedeutet in der Sozialen Arbeit tätig zu sein, und damit, was Männlichkeit in der Profession Sozialarbeit für einen Stellenwert hat. Dieses Thema ist gleich in mehrerlei Hinsicht ein schwierig zu analysierendes. Zum einen ist es ein kaum erforschtes Gebiet, wie immer wieder betont wird (vgl. Fell 2001: 3). Die Männerforschung selbst ist ja noch eine recht junge Disziplin, die sich erst mit den in den USA aufkommenden gender studies in den 70ern des vorigen Jahrhunderts etablierte. Meinen Recherchen zufolge gibt es erste Untersuchungen zu Männern in frauenspezifischen Berufen erst Anfang der 90er des vorigen Jahrhunderts (vgl. Fröschl 2001: 297f.; Rose 2007: 132). Zum anderen sind aber die Breite und Tiefe des Themas enorm: (Biologische) Geschlechtlichkeit stellt eine wesentliche zentrale anthropologische Konstante der menschlichen Existenz dar, während die Erwerbstätigkeit das bestimmende Element unserer marktwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung ist und damit nicht nur unser aller Leben strukturiert, sondern auch ganz entscheidend im Hinblick auf Machtverhältnisse und soziale Ordnung wirkt. Diese, wie ich meine, existentiellen philosophischen Probleme und gesellschaftspolitischen Fragen von Geschlechtlichkeit und Erwerbsarbeit, die beim Thema „Männer und Sozialarbeit“ zusammenfallen sind natürlich stark ideologisch aufgeladen – mit ein weiterer Grund für die Schwierigkeit, sich diesem Thema mit der nötigen Gelassenheit zu nähern. Aber auch die möglichen Aspekte in ihrer Breite sind enorm: So könnte man Männer in der Sozialarbeit in Bezug auf KlientInnenarbeit und die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu ihren Kolleginnen untersuchen. Das Geschlechterverhältnis in der Sozialen Arbeit, aber auch die Professionalisierungs- und Identitätsdebatte werden maßgeblich von der geschlechtlichen Struktur des Arbeitsmarkts, den Bedingungen weiblich zugeschriebener Arbeitsverhältnisse und den geschlechtlichen Zuschreibungen der inhaltlichen Arbeit geprägt.

Daher ist es ein wesentliches Ziel dieser Arbeit einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu erlangen, Probleme nach Dringlichkeit und Verwertbarkeit zu sichten und eventuell noch nicht gestellte Themen und Fragen herauszuarbeiten.

Selbstverständlich betrifft mich dieses Thema persönlich ganz zentral: Als Mann, der Sozialarbeiter werden möchte und seit mittlerweile fast 10 Jahren in ähnlich gelagerten Berufsfeldern sozialer Dienstleistungen arbeitet, bin ich bis zu einem gewissen Grad selber Forschungsgegenstand. So war die Entscheidung dieses Thema zu bearbeiten auch vom Wunsch getragen, mehr über mich selbst zu erfahren. Aufgrund oben beschriebener Tiefe des Themas ist mir das nur zum Teil gelungen: Was mich als Mann ausmacht, welche konstitutive Bedeutung der Beruf Sozialarbeit für meine Identität hat, kann ich nach wie vor nicht endgültig beantworten, was ich aber auch nicht als Nachteil werte. Sehr wohl aber hat mich die Beschäftigung mit diesem Thema dafür sensibilisiert, meine Verhaltensweisen, insbesondere in meinem Beruf, geschlechtsreflexiv zu hinterfragen und auch die Strukturen Sozialer Arbeit aus der Genderperspektive zu analysieren.

Zu Beginn werde ich aktuelle Theorien der Männlichkeitsforschung vorstellen, die den theoretischen Bezugsrahmen für die Überprüfung der – wenigen – empirischen und theoretischen Befunde zu Männern in der Sozialarbeit bereitstellen sollen.

Anschließend möchte ich durch einen kritischen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte Sozialer Arbeit und die Analyse der Geschlechterverhältnisse in der Sozialarbeit den Faktor der Weiblichkeit als strukturprägendes Merkmal dieses Berufs herausarbeiten.

Schließlich werde ich versuchen empirische Befunde und theoretische Überlegungen zu diesem Thema kritisch zu beleuchten mit der Fragestellung, welche Vor- und Nachteile Männer in der Sozialarbeit erfahren können. Da dies keine empirische Untersuchung ist, sondern eine diskursanalytische, möchte ich noch einmal mit Nachdruck auf die

Möglichkeitsform dieser Hypothesen hinweisen. Es werden Bedingungen, Herausforderungen und mögliche konflikträchtige Aspekte herausgearbeitet, die einem Sozialarbeiter in seinem Berufsleben aufgrund seiner Geschlechtszugehörigkeit möglicherweise begegnen können.

Doch nicht nur die individuellen Befindlichkeiten von Männern, auch die Ebene „der Sozialarbeit“ soll untersucht werden. Was bedeutet der geringe Anteil von Männern in der Sozialarbeit für die Strukturen Sozialer Arbeit, also Institutionen, Arbeitsstrukturen und Ausbildung, aber auch für sozialarbeitswissenschaftliche Debatten? Wieweit werden dabei Männer und Männlichkeiten mit einbezogen, bzw. inwieweit werden diese überhaupt berücksichtigt? Ist dies noch ein blinder Fleck im sozialarbeiterischen Diskurs? Diese Fragen halte ich persönlich für sehr zentral für die Sozialarbeitswissenschaft. Da jedoch diese Untersuchung keine Arbeit über Sozialarbeitstheorie ist, werde ich diese Fragen nur am Rande einfließen lassen.

1. Zur sozialen Konstruktion von Männlichkeit

Dieses Kapitel soll einen Überblick über gängige Konzepte aus dem Genderdiskurs und der Männlichkeitsforschung geben. Obwohl die Männerforschung, wie eingangs erwähnt, eine noch recht junge Disziplin ist, haben alle großen psychologischen und soziologischen Theorien (wie etwa Psychoanalyse oder die Rollentheorie, um nur zwei Beispiele zu nennen) Entwürfe von Männlichkeit anzubieten (vgl. Connell 2006: 34ff. und 47ff.). Ich halte eine gewisse Theorieoffenheit bei der Betrachtung unterschiedlicher Aspekte des Forschungsgegenstandes für notwendig, wobei meine grundsätzliche Vorannahme einer sozialkonstruktivistischen Perspektive entspringt. Das soll bedeuten, dass sowohl Weiblichkeit als auch Männlichkeit nicht per se als solche existieren, sondern sich in sozialen Beziehungen herausbilden, festigen, aber auch wieder verändern.

Im Folgenden möchte ich kurz einige Begriffe definieren, die sich für die Analyse von Geschlecht und Männlichkeit in den Sozialwissenschaften durchgesetzt haben.

1.1. Begriffsbestimmungen

1.1.1. Sex und gender

Die Unterscheidung von sex und gender, also dem biologischen Geschlecht (sex) und dem sozialen Geschlecht (gender), hat sich auch im deutschsprachigen Raum durchgesetzt, da das Wort Geschlecht eben sowohl die körperlichen als auch sozialen Zuschreibungen gleichermaßen beinhaltet und somit eine Differenzierung erschwert.

Das englische sex bezeichnet rein das biologische Geschlecht und seine Unterschiede hinsichtlich der Autonomie von Mann und Frau. Gender meint die Geschlechterrollen, -funktionen, und -zuschreibungen, die darüber hinaus den männlichen und weiblichen Sphären zugeordnet werden. Diese werden

als kulturell-gesellschaftlich konstruiert verstanden (vgl. Czollek u.a. 2009: 17f.).

Der Vollständigkeit wegen möchte ich erwähnen, dass diese analytische Trennung von Körperlichkeit und sozialen Geschlechterpraktiken nicht unumstritten ist. So gibt es Versuche aus den biologischen Unterschieden auch durchaus Unterschiede in den Eigenschaften und im Verhalten von Männern und Frauen zu erklären. Auf der anderen Seite versuchte die radikalkonstruktivistische Geschlechterforscherin Judith Butler selbst die biologischen Unterschiede nicht als vorgegeben zu betrachten. Da ihrer Meinung nach die gesamte Realität in sprachlichen Vermittlungsprozessen konstruiert wird, ist also auch die dichotome Aufteilung der Körperlichkeit in Männer und Frauen sozial hergestellt (vgl. Bublitz 2008: 95ff.).

1.1.2. Doing gender

Doing gender „... das sind die permanenten Interaktionen der Ein- und Anpassung von Menschen in zweigeschlechtliche, heteronormative durch Auf- und Abwertung strukturierte, hierarchische Verhältnisse in der Schule, am Arbeitsplatz, in der Familie, im politischen Raum.“ (Czollek u.a. 2009: 24). Doing gender meint also die stetige Hervorbringung und geschlechtzugehörige Deutung sozialer Praktiken. An diesem Begriff wurde kritisiert, dass er nur auf die Unterscheidung der Geschlechter abzielt, deswegen wurde der Begriff „undoing gender“ kreiert. Dieser „bezeichnet eine Praxis, die Zuschreibung stereotyper Geschlechterrollen zu erkennen, zu problematisieren und schließlich zu dekonstruieren“ versucht (ebd.: 24). Regendering und Degendering kann man analog dazu verwenden. Ebenso analog dazu wird der Begriff doing masculinity verwendet: Damit werden Verhaltensweisen und soziale Praktiken von Männern analysiert, die als typisch männlich gelten.

1.2. Der männliche Habitus

1.2.1. Zum Habitusbegriff

„Mit dem Begriff des Habitus wird die grundlegende soziologische Fragestellung nach dem Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft, von Person und Struktur bearbeitet.“ (Liebsch 2008: 74). Das bedeutet, es ist ein Versuch sozialisationstheoretische Ansätze (Wie bedingt der gesellschaftliche Einfluss menschliches Verhalten?) und Identitätskonzepte (Wie verarbeitet der Mensch gesellschaftliche Bedingungen und bringt eine eigene Identität hervor?) in einem analytischen Begriff zu verbinden. Mit Norbert Elias und vor allem Pierre Bourdieu ist dieser Begriff verbunden.

Als Habitus werden habitualisierte Handlungen, Anschauungen und Gewohnheiten von Personen bezeichnet. Diese werden im Laufe des Lebens angeeignet. Der Habitusbegriff macht das Individuum zu einem gestaltenden, handelnden Akteur. Allerdings ist das Individuum von sozialen Strukturierungen beeinflusst und daher nicht völlig autonom. Der Habitus ist, wie Bourdieu es ausdrückt, eine „strukturierte und eine strukturierende Struktur“ (Bourdieu, zitiert in: Liebsch 2008: 76). Einerseits ist der Habitus also selbst ein Produkt von gesellschaftlichen Bedingungen, gleichzeitig strukturiert und reproduziert er diese. Der soziale Habitus kann deshalb nicht als Persönlichkeit verstanden werden, sondern als Struktur des Handelns, die nicht vom sozialen Kontext getrennt werden kann (vgl. ebd.: 75f.).

Der Habitus bildet sich, wie gesagt, im Laufe des Lebens. Im Gegensatz zu konstruktivistischen und interaktionistischen Theorien bildet sich der Habitus jedoch nicht durch kommunikative Prozesse aus, sondern durch „Praxis“. Damit meint Bourdieu, dass sozial strukturierte Handlungsweisen vom Menschen erlernt werden und sich im Körper einlagern. Er nennt diesen Prozess „Inkorporation“. Dies geschieht vor allem auf einer unbewussten Ebene. „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man.“ (Bourdieu 1987: 135).

Diese verkörperten sozialen Praxen verweisen auf das soziale Umfeld, spiegeln in gewisser Weise dessen soziale Bedingungen. Gleichzeitig befähigt der inkorporierte Habitus den Menschen mit diesen Bedingungen umzugehen, und zwar fast automatisch, ohne ständige Bewusstseinsleistung zur Bewältigung von Handlungsanforderungen. Bourdieu nennt diese Kompetenzen auch den „praktischen Sinn“. Er entsteht im sozialen Feld und dient dem Menschen dazu Situationen richtig einzuschätzen und adäquat zu reagieren.

Zusammenfassend ist „für Bourdieu der Habitus eine Seinsweise, ein habitueller Zustand des Körpers, eine Tendenz, (...) sich auf spezifische Art und Weise zu präsentieren und zu handeln.“ (Liebsch 2008: 76).

An Bourdieus Habituskonzept wurde vor allem kritisiert, dass es die Handlungsfähigkeit des Menschen sehr einschränkt und mit seiner Betonung der Strukturierung zu deterministisch sei. Auch wenn der Habitus nicht nur als strukturierte Ordnung, sondern auch als generierendes Element verstanden wird, tendiert er doch zur Trägheit und zur Reproduzierung der ihn produzierenden Strukturen. Gesellschaftliche Veränderungen können mit diesem Konzept kaum erklärt werden (vgl. ebd.: 82f.).

1.2.2. Der männliche Habitus

Der männliche Habitus verweist gleich in doppelter Weise auf die Körperlichkeit des Menschen und die Inkorporierung sozialer, in diesem Falle geschlechtlich zugeschriebener, Verhaltensweisen. Was wir als männlich und weiblich betrachten, erlernen wir anhand der körperlichen Differenz zwischen Männern und Frauen. Dieser am Körper festgemachte Unterschied wird damit unbewusst zu einer naturgegebenen Tatsache. Es kann nicht mehr nachvollzogen werden, dass auch der männliche Habitus gesellschaftlich konstruiert ist und sich in habitualisierten Praktiken ständig reproduziert. Die Wahrnehmung von Männlichkeit und Weiblichkeit verweist auf die strukturierende und strukturierte Disposition des Habitusbegriffs: „Weil wir die Einteilung in männlich und weiblich vorgenommen haben,

begegnet uns diese Einteilung auch überall und wir verstehen sie als normal und objektiv gegeben.“ (ebd.: 80). Diese Quasinatürlichkeit führt vor allem nicht nur zu einer dualistischen Betrachtungsweise der Menschheit, sondern generiert ein komplementäres Weltbild. Der Habitus organisiert männliche und weibliche Strukturen, die einander ausschließen. So formuliert etwa Michael Meuser, dass „ein Geschlecht nur dadurch (sozial) existiert, dass die Angehörigen einer Geschlechtskategorie gemäß einem Prinzip handeln, dass für diese, nicht aber für die andere Geschlechtskategorie Gültigkeit hat. Mit anderen Worten: die soziale Existenz eines Geschlechts ist an einen spezifischen Habitus gebunden, der bestimmte Praxen generiert und andere verhindert.“ (Meuser: zit. in Brandes 2004: 3 <http://www.ruendal.de>).

Aus dieser Dichotomie männlicher und weiblicher Strukturen entsteht auch die hierarchische Einteilung der Geschlechter. Einem Geschlecht wird die Führungsrolle, dem anderen die untergeordnete Rolle zugeordnet. Der männliche Habitus ist geprägt von der unbewussten Disposition, Frauen zu beherrschen (vgl. Brandes 2002: 76).

Gerade dieser Aspekt des habitualisierten patriarchalischen Gepräges von Männern ist für die Analyse von Männlichkeit in der Sozialarbeit interessant. Wie verhalten sich Männer in einem Beruf, in dem sie sich mit einer Überzahl an weiblichen Kolleginnen arrangieren müssen? Wie ausgeprägt ist ihre unbewusste Disposition zur Macht über Frauen? Ist das ein Mitgrund für die starke Karriereorientierung von Männern in der Sozialarbeit? Wie gehen sie mit den Einschränkungen um, die der männliche Habitus mit sich bringt, wenn im Beruf einfühlendes, fürsorgliches Verhalten, also dem weiblichen zugeschriebene Verhaltensweisen gefragt sind? Diese Fragen werden in Kapitel 4 dieser Arbeit zu beantworten versucht.

Bourdieu's Konzept des männlichen Habitus vermag also die patriarchalen Strukturen unserer Gesellschaft zu erklären und erklärt auch, warum sie trotz überwiegend durchgesetzter demokratischer und gleichstellungspolitischer Werte, trotz einer starken, selbstbewussten Frauenbewegung sich so wenig und so langsam ändern. Es kann auch die aktuell konstatierte Krise von

Männlichkeiten und habituelle Verunsicherungen erklären, wenn unbewusst inkorporierte soziale Praxen den (post)modernen Umbrüchen in der Arbeitswelt und im Familienleben nicht mehr gerecht werden.

Nicht, oder nur in unzureichendem Maße kann sie den aktuellen gesellschaftlichen Wandel im Geschlechterverhältnis und in den Geschlechterpolitiken erklären. Dass nur eine soziale Männlichkeit wahrgenommen wird, kann zwar durch die dichotome Anschauung der Körper erklärt werden, die Analyse von verschiedenen Männlichkeitsmustern, die Beziehung von Männlichkeiten untereinander kommt aber zu kurz.

Raewyn Connell versucht diesen Fragen nachzugehen. Ihre Theorien werden im Folgenden vorgestellt.

1.3. Hegemoniale Männlichkeit

Raewyn Conn (früher: Robert Connell), australische Soziologin und Männlichkeitsforscherin hat den derzeit wohl am meisten rezipierten und beachtenswertesten Entwurf zu einer umfassenden Erklärung des sozialen Phänomens von Männlichkeit abgeliefert. Connell geht ebenfalls von einer gesellschaftlich konstruierten Kategorie des Männlichen aus, ja vielmehr gebe es eine Vielzahl unterschiedlicher Formen von Männlichkeiten. Außerdem seien diese nicht ahistorisch vorgegeben, sondern einem steten Wandel unterworfen. Weiters analysiert sie verschiedene ethnologische Studien, um zu zeigen, dass Männlichkeiten in verschiedenen Kulturen völlig heterogene Ausformungen zeigen können (vgl. Connell 2006: 68f.).

Das soziale Geschlecht durchdringe zwar alle Bereiche des menschlichen Lebens, geht also weit über körperliche Befindlichkeiten und darausfolgende zwischenmenschliche Beziehungen hinaus, überlagere aber dadurch auch gleichzeitig andere sozial konstruierte Kategorien, wie Klasse, Rasse, Milieu, Nationalität, Religionszugehörigkeit, etc.

Dabei interessieren sie vor allem die Beziehungsmuster, die zwischen diesen Formen von Männlichkeiten entstehen und die nach Connells Ansicht vom

hegemonialen Anspruch, den Männlichkeit stellt, geleitet werden. Männlichkeiten sind oder entstehen also in Interaktionen, die sich an einem ideellen hegemonialen Männlichkeitsprinzip orientieren. Somit können Männlichkeiten als soziale Konstrukte analysiert werden, ohne strukturelle hierarchische Ungleichheiten und Abhängigkeiten, kurz den „Machtfaktor“ zu vernachlässigen, wie es sonst konstruktivistischen Theorien oft zum Vorwurf gemacht wird.

1.3.1. Hegemonie

Unter Hegemonie versteht Connell unter Bezugnahme auf den marxistischen Denker Antonio Gramsci „die gesellschaftliche Dynamik, mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält.“ (Connell 2006: 98). Diese hegemoniale Männlichkeit zeichnet sich durch Dominanz und Heterosexualität aus. Diese prägen sich in Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen und emotionalen Bindungsstrukturen aus. Mit Machtbeziehungen meint Connell die derzeitige Dominanz von Männern im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben gegenüber Frauen, also das, was die Feministinnen als „Patriarchat“ bezeichnen. Unter Produktionsbeziehungen versteht man die dichotome Zweiteilung der Gesellschaft in männliche und weibliche Domänen. Darunter fällt die gesellschaftliche Arbeitsteilung von produktiven und reproduktiven Tätigkeiten, die sich an hierarchischen und ökonomischen Ungleichheiten zugunsten von Männern festmachen lässt. Mit emotionalen Bindungsstrukturen meint Connell das sexuelle Begehren, dessen Praktiken im Kontext von Beziehungen, Macht, Zwang und Freiwilligkeit als Aspekt der sozialen Geschlechterordnung gelten müssen. Diesen Aspekt werde ich in meiner Arbeit weitgehend ausblenden, da ich die Macht- und Produktionsbeziehungen im Geschlechterverhältnis Sozialer Arbeit als wichtiger für die Analyse erachte (vgl. ebd. 92ff.).

Die so analysierte Führungsposition von Männern, so Connells These weiter, führe zu sozialen und politischen Ungleichgewichten, sowohl zwischen den Geschlechtern, als auch zwischen den Männern selbst. Die daraus

resultierenden Spannungen bringen eine konflikthafte gesellschaftliche Dynamik hervor, die eben dauernde Wandlungen und Anpassungen der Männlichkeit(en) erforderlich machen (vgl. ebd. 98).

Soziologisch gesehen kann man diesen Ansatz also eher den konflikttheoretischen Theorien zuordnen, das Bourdieu'sche Habituskonzept eher den (post)strukturalistischen Gesellschaftstheorien. Auch wenn es in Connells Theorie ein beharrendes Element, nämlich das Ideal der männlichen Hegemonie, gibt, scheint sie doch besser dazu geeignet, Änderungen in den sozialen geschlechtlichen Praktiken zu erklären, während die Habitus-theorie, die zwar auch immer wieder die Veränderbarkeit des geschlechtlichen Habitus betont, zur Erklärung beitragen kann, wieso sich geschlechtliche Praxen teilweise derart langsam verändern.

Als Beispiel möchte ich hier die Untersuchungen von Zulehner und Volz anführen, die ausgehend von Befragungen zu männlichen Lebenssituationen und Einstellungen 4 verschiedene Typen von Männlichkeit ausgearbeitet haben (vgl. Zulehner/Volz 2003: 17ff.):

- **der traditionelle Typ:**

Er steht für die klassische Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Der Mann ist der Familienernährer, die Frau ist für Hausarbeit und Kindererziehung zuständig. Er definiert sich über seinen Beruf, ist meistens älter als 40 Jahre, politisch eher konservativ und stammt aus sehr hohen, oder sehr niedrigen Einkommensschichten. Er vertritt sozusagen das hegemoniale Prinzip par excellence (vgl. ebd.: 21).

- **Der pragmatische Typ:**

Er ist dem traditionellen Typ sehr ähnlich, allerdings teilt er auch moderne Ansichten. Er beteiligt sich etwas an Hausarbeit und Kindererziehung. Er ist ebenfalls älter und stammt meist aus der Unterschicht (vgl. ebd.).

- **Der unbestimmte Typ:**

Diese Männer vertreten genauso wenig traditionelle wie moderne Ansichten zum Geschlechterverhältnis, ja, diese Themen sind für sie nicht von Interesse. Sie werden von den Autoren als unsicher und unzufrieden erlebt, entspringen häufig der Mittelschicht und sind durchschnittlich unter 30. Sie machen mit 42% den Löwenanteil unter den Männlichkeitstypen aus (vgl. ebd.).

- **Der moderne Typ:**

Diese Männer vertreten sehr moderne Ansichten über das Verhältnis von Männern und Frauen. Gleichberechtigung in Beruf aber auch bei den familiären Verpflichtungen gilt ihnen als selbstverständlich. Der moderne Typ ist zumeist in hohen Bildungsschichten anzutreffen. Politisch ist er dem liberalen und linken Spektrum zuzuordnen und im Durchschnitt eher jung (vgl. ebd.).

Zulehner und Volz haben diese Befragungen im Abstand von 10 Jahren, nämlich 1992 und 2002 durchgeführt, und einen starken Zuwachs der unbestimmten (von 39 auf 42%) und der modernen Männer (von 14 auf 23%) konstatiert, dem eine stark rückläufige Tendenz der traditionellen (von 24 auf 17%) und der pragmatischen (von 23 auf 18%) Männertypen gegenübersteht (vgl. ebd. 23). Hier zeigt sich sehr deutlich der Wandel in den Männlichkeiten, wie er auch von Connell gesehen wird. Brandes sieht aber auch das beharrende Element des männlichen Habitus durch diese Studie bestätigt, da das Alter eine so wesentliche Auswirkung auf die Einordnung der verschiedenen Männertypen hat. Die grundlegende Ausprägung älterer Männer zu den traditionellen und pragmatischen Typen hin, deutet er dahingehend, dass die historische Situation, in der diese Männer aufgewachsen sind und ihren Habitus ausgebildet haben, eben eine grundsätzlich andere ist als sie jüngere Menschen vorfanden bzw. heutzutage vorfinden. Dennoch rücken diese älteren Männer nicht von ihren habituellen Einstellungen ab. Darin sieht Brandes einen Hinweis darauf, wie stark habitueller Muster als „strukturierte und strukturierende Ordnung“ in die männliche Praxis eingeschrieben sind.

Die schubladenhafte Typisierung der Volzschen und Zulehner'schen Studie kann den Wandel in den Einstellungen sehr gut erfassen, unterliegt jedoch auch der Gefahr der Stereotypisierung. Außerdem werden in erster Linie Werteinstellungen gemessen, von denen wenig Aussagekraft über gesellschaftliche Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern ausgeht und die auch den Zusammenhang von Veränderungen in den sozialen Verhältnissen und Praktiken wenig erklären können. (Beispiel Väterkarenz: Die Zunahme von modernen Männern in den letzten 10 Jahren, die sich für Gleichberechtigung in Kindererziehung und Berufstätigkeit aussprechen, hat nicht automatisch einen Anstieg der Väter in Karenz bewirkt, wie man vermuten könnte. Die Einführung von verschiedenen Modellen mit teilweise kürzeren Karenzzeiten bei gleichzeitiger höherer Ausbezahlung des Kindergelds im Jahre 2008, führte dagegen sofort zu einem Anstieg an Männern, die diese Modelle nutzten (vgl. <http://www.iv-net.at/>!))

Connell dagegen arbeitet nicht mit Typisierungen, sondern versucht Männlichkeiten als Beziehungsmuster zu verstehen, die von der strukturierenden Leitfigur der hegemonialen Männlichkeit beeinflusst werden. Connell nennt dazu die Begriffe „Unterordnung“, „Marginalisierung“ und „Komplizenschaft.“

1.3.2. Unterordnung/Dominanz

Mit diesem Begriffspaar versucht Connell Beziehungen zwischen Männlichkeiten zu charakterisieren, die durch ein hierarchisches Verhältnis gekennzeichnet sind. Untergeordnete Männlichkeiten weichen vom Ideal hegemonialer Männlichkeit ab und werden so von hegemonialen Männlichkeiten unterdrückt. Augenscheinlichstes Beispiel ist die Abwertung von Homosexualität, die in die Nähe von Weiblichkeit gerückt wird (vgl. Connell 2006, S. 99f.). Cliquenbildungen in der Schule mit dazugehörigen Mutproben, die In- und Exklusion dieser Gruppen definieren, sind ebenfalls klassische Muster, genauso wie Aufnahmezerimonien in Burschenschaften und Studentenverbindungen. Untergeordnete Männlichkeiten werden abgewertet, indem versucht wird, sie als weiblich zu verunglimpfen. Das macht dieses

Beziehungsmuster für die Analyse von Männern in „Frauenberufen“ natürlich besonders interessant.

1.3.3. Komplizenschaft

Komplizenschaft meint Männlichkeiten, die sich zwar gegen hegemoniale Männlichkeit richten, dabei aber trotzdem von der hegemonialen Ordnung profitieren. Der Mann schöpft, wie es Connell ausdrückt, von der „patriarchalen Dividende“. Er nützt – und dabei ist es unbedeutend, ob bewusst oder unbewusst – die herrschenden sozialen Verhältnisse der Ungleichheit, den „allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst.“ (Connell 2006, S. 100).

Nach Brandes ist dieses Männlichkeitsmuster für Männer in der Sozialen Arbeit am ehesten anzuwenden, da Männer in der Sozialen Arbeit meist kritische Distanz zum hegemonialen Führungsanspruch von Männlichkeit zeigen und gleichstellungspolitische Ideale überwiegen. Wie sich am geschlechterhierarchischen Verhältnis in der Sozialarbeit aber ablesen lässt, profitieren Männer augenscheinlich von der derzeitigen geschlechtlichen, arbeitsteiligen Gesellschaftsordnung (vgl. Brandes 2002: 236f.).

Der Begriff Komplizenschaft mit seinen Analogien zur Kriminalistik mag dabei etwas hart gewählt sein, kann jedoch meiner Meinung nach dazu dienen, Verharmlosungsstrategien entgegenzuwirken und das Bewusstsein von kritischen Männern gegenüber ihren eigenen Geschlechterpraxen zu schärfen. Salopp formuliert: Wer will schon Komplize eines ungerechten Systems sein?

1.3.4. Marginalisierung

Hegemonie, Unterordnung und Komplizenschaft sind die drei Begriffe, mit denen Connell die Beziehungen innerhalb von Männlichkeiten zu analysieren versucht. Mit dem Begriff Marginalisierung versucht er, Überschneidungen

von Männlichkeit mit anderen sozialen Kategorien wie Rasse oder Klassenzugehörigkeit zu untersuchen.

Sie beschreibt dies am Beispiel schwarzer Männlichkeiten. Dass männliche zugeschriebene Muster von Aggression und Gewalt unter Schwarzen so viel mehr verbreitet sind als unter Weißen, schreibt sie dem Umstand der sozialen Benachteiligung von Schwarzen in Verbindung mit männlichen Verhaltensmustern zu. Ein Prozess, den sie eben „Marginalisierung“ nennt (vgl. Connell 2006: 101 f.).

Die Schwierigkeit ist aber, zu analysieren, in welchem Abhängigkeitsverhältnis soziale Kategorien und Geschlecht zueinander stehen bzw. welche davon in welchen Konstellationen dominanter sind. Für das sozialarbeiterische Personal scheint mir der Aspekt der Marginalisierung weniger wichtig zu sein, da bei Sozialarbeitern eher selten starke soziale, kulturelle oder ethnische Unterschiede zusammenfallen. Wohl aber ist dieser Aspekt für die sozialarbeiterische Arbeit mit KlientInnen von Bedeutung. Ich denke dabei an weiter oben erwähnte Aspekte der stark ausgeprägten traditionellen, hegemonialen Männlichkeitsmuster bei sehr einkommensschwachen Schichten.

So könnte man z.B. aggressives Verhalten, „Revierkämpfe“ um hierarchische Hackordnungen in der Wohnungslosenszene nicht nur auf ökonomische Zwänge zurückführen, sondern auch als Versuch werten, hegemoniale Männlichkeitsideale wiederherzustellen, um Selbstwertverluste bzw. habituelle Verunsicherungen zu kompensieren. Sozialarbeiterische Lösungsversuche, die lediglich versuchen, ökonomische Spannungen zwischen Wohnungslosen durch zusätzliche Ressourcen zu kompensieren, könnten dann scheitern, wenn diese geschlechtliche Dynamik nicht ausreichend berücksichtigt wird.

1.4. Männlichkeit und Erwerbsarbeit in Zeiten postmoderner Umbrüche

Die meisten MännlichkeitsforscherInnen erachten den Zusammenhang zwischen Beruf und Identität für Männer als zentral, so wie das für die „Betrachtung weiblicher Identität mit den Begriffen ‚Familie und Identität‘“ (Matzanke 2001: 10) gilt. Als „Achse der Lebensführung“ nennt Ulrich Beck (Beck 1986: 220) die männliche Erwerbsorientierung und mit „Hauptsache Arbeit“ bringen es die Autoren Schnack und Gesterkamp wunderbar doppeldeutig auf den Punkt. In Zeiten steigenden Drucks am Arbeitsmarkt ist es erst einmal wichtig überhaupt eine Arbeit zu haben und diese ist dann das bestimmende Moment des restlichen Lebens, so ihre zentrale These. „Allem Gerede vom Ende der Arbeitsgesellschaft zum Trotz: Status, Selbstwertgefühl und Identität erlangen Männer immer noch weitgehend durch die bezahlte Arbeit.“ (Schnack/Gesterkamp 1996: 96).

Männer werden von Beginn an auf ihr späteres Berufsleben hin sozialisiert, während Frauen eher zur Haus- und Familienarbeit hin erzogen werden. Nach wie vor scheint die Rolle des Familienernährers das Idealbild des Mannes, während Frauenerwerbsarbeit als Zuverdienst gesehen wird und nicht diese existentielle ökonomische Bedeutung hat. Das entspricht natürlich immer seltener der gesellschaftlichen Realität, nicht nur, weil die klassische Familie im Umbruch begriffen ist, sondern auch weil ökonomische Veränderungen dazu geführt haben, dass ein Einkommen für eine Familie oft nicht mehr reicht.

Die zentrale Bedeutung des Berufs, der Berufsbiographie (man spricht auch vom beruflichen „*Werdegang*“), die einerseits steigende Bedeutung von Erwerbsarbeit und Karriere, aber auch die zunehmenden gesellschaftlichen Umbrüche und der zunehmende Druck in der Arbeitswelt bedeuten für Männer enorme Herausforderungen. Thomas Gesterkamp attestiert gar eine „Krise der Kerle“ (vgl. Gesterkamp 2007). Die postmoderne Pluralisierung der Lebensstile, die neoliberale wirtschaftliche Entwicklung, die mit Prekarisierung, strukturellem Arbeitsplatzmangel und steigendem Konkurrenzdruck am Arbeitsmarkt klassische Lebensentwürfe vom 40-

Stunden-Job bis zur Pension immer unwahrscheinlicher macht und nicht zuletzt die Kritik der feministischen Bewegung an traditionellem männlichen Verhalten und Männlichkeitskonzeptionen führen zu Verunsicherungen bei Männern, zu einer Krise der Männlichkeit. Die Zunahme der „unbestimmten“ Männer, wie sie Volz und Zulehner festgestellt haben, aber auch die mythopoetische Männerbewegung, die versucht alte archetypische Männlichkeitsideale wiederzuentdecken und für die heutige Zeit aufzubereiten, sind Ausdruck dieser Unsicherheiten.

Letzten Endes zeigt sich die beinahe existentielle Bedeutung von Erwerbsarbeit für den Mann dann am gravierendsten, wenn er seinen Beruf verliert, wie folgendes Beispiel anschaulich machen soll.

Eine wunderschöne Parabel für die zentrale Bedeutung von männlicher Identität und Erwerbsarbeit im Umbruch der Postmoderne ist die britische sozialkritische Komödie „Ganz oder gar nicht“ aus dem Jahre 1997. Eine der Hauptfiguren, der im Baugewerbe tätige ca. fünfzigjährige Vorarbeiter Gerald Arthur Cooper, verheimlicht seiner Frau seine Kündigung und tut so als würde er jeden Morgen zur Arbeit gehen. Interessant ist dabei auch, dass es der „Vorarbeiter“ ist, der die größten psychischen Schwierigkeiten hat, mit seiner Arbeitslosigkeit umzugehen, während seine ehemaligen „Untergebenen“, die ebenfalls alle wegrationalisiert wurden, zwar auch nicht glücklich mit ihrer Situation sind, aber aufgrund ihres niedrigeren sozialen Status andere Mittel und Wege ausprobieren, um mit ihrer Situation fertig zu werden. Sie wollen Stripper werden, um an schnelles Geld zu kommen, während Gerald nach wie vor davon überzeugt ist, mit seinen männlichen Tugenden wie Fleiß, Durchhaltevermögen wieder einen Job zu bekommen und dabei in seiner Naivität übersieht, dass genau dieses ökonomische Denken in Zeiten von Arbeitskräfteüberschüssen ein arbeitsmarktintegratives Hindernis für Männer in seinem Alter darstellt. Hier zeigt sich das Dilemma des hegemonialen Anspruchs und der Dominanz/Unterordnung, wie es Connell herausgearbeitet hat. Selbst in der Gleichheit der Arbeitslosigkeit versucht Gerald Cooper noch seinen hierarchischen Status und seinen männlicheren Anspruch auf hegemoniale Werte gegenüber seinen

ehemaligen Untergebenen aufrechtzuerhalten. Darüber hinaus zeigt es anschaulich die Überschneidungen sozialer Kategorien von Männlichkeit, Milieu und Alter.

Der Versuch der anderen Protagonisten in diesem Film Stripper zu werden, ist für unser Thema ebenfalls interessant, ist doch dieser Beruf ein klassisch weiblicher. Männliche Körperlichkeit wurde medial vor allem im sportlichen Kontext dargestellt, während männliche Stripper ein doch recht junges Phänomen sind. Strippen ist mit seiner tänzerischen und sexuellen Komponente ein weiblicher Beruf, obwohl männliche Stripper auf den ersten Blick doch einem Männlichkeitsideal entsprechen sollten. Es sind in der Regel muskulöse, von Frauen für sexuell attraktiv befundene Männer. Dennoch haftet ihnen das Odeur von Homosexualität an. Männliche Potenz und Attraktivität werden in unserer Gesellschaft nämlich an der Schönheit der Partnerin oder der Anzahl der Partnerinnen gemessen, nicht aber an der zur Schau gestellten Sexualität von Männern. Aktuell ist dies z.B. an den Ministerpräsidenten in Frankreich und Italien zu beobachten. Silvio Berlusconi's Frauengeschichten und Nicolas Sarkozy's Ehe mit einem ehemaligen Topmodel legen beredtes und vieldiskutiertes Beispiel dafür ab. In unserer Gesellschaft sind eben immer noch Frauen die Sexualobjekte, nicht die Männer. Erschwerend kommt für die Männer in diesem Film noch hinzu, weder männlichen Vorstellungen von erwerbsmäßigem Erfolg zu entsprechen, noch dem Schönheitsideal von Muskeln und Stärke. Sie erfahren daher am Anfang auch Hohn und Spott, klassische hegemoniale Abwertungsmuster, wie sie Connell beschrieben hat. Die Protagonisten müssen sich plötzlich mit ihrer Körperlichkeit und ihrer Männlichkeit auseinandersetzen, wie an der Figur von Gaz schön zu sehen ist, der diesen Schritt gegenüber seiner Exfrau und seinem Sohn rechtfertigen muss.

Mit der Ankündigung sich völlig nackt zu präsentieren, obwohl Stripper üblicherweise ihren Stringtanga anbehalten, kulminiert der Film in einer famosen Schlusszene alle zuvor angesprochenen Themen. Der körperliche Strip inklusive der Zurschaustellung des eigenen Geschlechtsteils vor allen Bekannten und Freunden erhält eine symbolische Bedeutung der Offenlegung der eigenen Männlichkeit. Das beinhaltet sowohl Eingeständnis, als auch Stolz und Annahme der eigenen Identität: Hier stehen wir,

splitterfasernackt, nicht dem Schönheitsideal entsprechend, arbeitslos, und mit einer Vielzahl an Problemen!

Letzten Endes beinhaltet der Film auch die paradoxe These, dass der steigende neoliberale Druck, diese Überhöhung männlicher hegemonialer Ansprüche von Autonomie und Leistung, Männer dazu bringt, sich geschlechtsreflexiv mit ihrer Situation auseinander zu setzen. „Die Krise der Kerle“ wird zur Chance, Geschlechterstereotypen und Geschlechterrollen über Bord zu werfen. Allerdings, so meine Kritik, wird diese gesellschaftlich relevante Frage der Neudefinition von Geschlechteridentitäten und Geschlechterbeziehungen auf das Individuum abgewälzt, wie es die postmoderne Ideologie des „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied“ verlangt, während die hegemoniale Ordnung weiterhin bestehen bleibt. Der Film hinterlässt die bange Frage, wie die Protagonisten, die eine so positive innere Entwicklung durchgemacht haben und mit ihrem Auftritt auch kurzfristigen ökonomischen Erfolg einheimen konnten, weiter in dieser Welt leben, deren ökonomisches und soziales Gefüge sich durch ihren kurzen Auftritt nicht verändert hat.

2. Der geschlechtlich konstruierte Beruf Sozialarbeit

Nun möchte ich anhand der Geschichte der Sozialen Arbeit und des Geschlechterverhältnisses in der Sozialarbeit, die geschlechtlichen Rahmenbedingungen aufzeigen, die dazu führen, dass dieser Beruf hauptsächlich von Frauen ausgeübt wird und auch als weiblicher Beruf wahrgenommen wird.

2.1. Historische Entwicklung der Sozialarbeit aus der Genderperspektive

„Die Entwicklung der sozialen Berufstätigkeit ist von der Frauenbewegung im 19. Jahrhundert nicht zu trennen.“ (Wendt 2008: 467). Dieser lapidare Satz, mit dem Wolf Rainer Wendt sein Kapitel „Der soziale Beruf der Frauen“ beginnt, birgt einen elementaren Sachverhalt in sich, der die Soziale Arbeit bis heute prägt und maßgeblich dafür (mit)verantwortlich ist, dass Sozialarbeit als Frauenberuf angesehen wird.

Die in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnende und ihren ersten Höhepunkt im 19. Jahrhundert erreichende Industrialisierung war gleich in zweifacher Hinsicht bedeutend für die Sozialarbeit. Zum einen folgte aus der Auflösung der traditionellen Hauswirtschaft die Trennung von Familie und Erwerbsarbeit. Während bis dahin Arbeit und Alltagsleben meist unter einem Dach stattfanden, ja beinahe unterschiedslos ineinander übergingen, hatte die räumliche Trennung der Erwerbsarbeit durch die industrielle Revolution in den Fabriken auch eine Auswirkung auf die geschlechtliche Arbeitsteilung. „Der räumlichen Trennung des weiblichen und männlichen Tätigkeitsbereichs folgte eine *Polarisierung der Geschlechtercharaktere*, d.h. eine ideologische Überhöhung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.“ (Schmidbauer 1991: 13). Hausarbeit, Erziehung, Pflege der Kinder und Verwandten, sogenannte reproduktive Tätigkeiten, wurden getrennt von der produktiven

Erwerbsarbeit und geschlechtsspezifisch den Frauen zugeordnet. Zwar waren auch im Arbeiterproletariat sehr viele Frauen (und auch Kinder) erwerbstätig, wie Elfriede Fröschl anmerkt, dennoch hat sich das Ideal der Kleinbürgerfamilie mit seinen geschlechtsspezifischen Konnotationen zur Reproduktions- und Produktionsarbeit durchgesetzt (vgl. Fröschl 2001: 286). Daran waren meiner Meinung nach auch die männlich dominierten Gewerkschaften nicht unwesentlich beteiligt, deren Kampf um bessere Arbeitsbedingungen auch den Effekt hatte, das bourgeoise Familienideal des Familienernährers und der Hausfrau auch in den proletarischen Schichten durchzusetzen, indem bessere Arbeitsbedingungen zuerst einmal Frauen aus dem Arbeitsprozess exkludierten.

Zum anderen entstand durch die mit der Industrialisierung einhergehende Proletarisierung mit den Phänomenen Massenelend und Armut die ‚soziale Frage‘. Eine Antwort darauf war die Herausbildung professioneller Sozialarbeit, die bis dahin vor allem ehrenamtlich geleistet wurde und nun im beginnenden wohlfahrtsstaatlichen System institutionalisiert wurde. Diese waren im deutschsprachigen Raum zuerst als reine Frauenschulen konzipiert. Dies war durchaus fortschrittlich gedacht, ging es doch darum den vor allem aus höheren bildungsbürgerlichen Schichten stammenden Frauen eine Möglichkeit der Erwerbsarbeit zu liefern, um sich nicht in das traditionelle Familienschema pressen lassen zu müssen und dabei dennoch eine Tätigkeit auszuüben, die irgendwie zu ihrer Geschlechterrolle passte. „Geistige Mütterlichkeit“ hieß das Schlagwort, mit dem versucht wurde, die besondere weibliche Disposition für die öffentliche Armenfürsorge zu argumentieren. Die Nachwirkungen reichen bis in die heutige Zeit (vgl. Wallner 2008: 32ff.).

Die Segregation der Geschlechter in die produktive und reproduktive Arbeitswelt, die Notwendigkeit der Vergesellschaftung der – übrigens häufig von Männern ausgeübten – ehrenamtlichen Armenfürsorge durch professionelle Sozialarbeit aufgrund der tiefgreifenden sozialen, politischen und ökonomischen Veränderungen in dieser Zeit sowie die gleichzeitige Ausprägung dieses neuen Berufs der Sozialen Arbeit als Frauenberuf weisen in der praktischen historischen Parallelität ihrer Entstehung darauf hin, wie

unglaublich komplex die Geschlechterthematik mit dem Beruf der SozialarbeiterIn verbunden ist.

Die Entstehung der ersten institutionalisierten sozialarbeiterischen Ausbildungen im deutschsprachigen Raum (aber auch wichtige theoretische und professionalistische Impulse für die Sozialarbeit) sind eng verbunden mit den beiden Gründerinnen Alice Salomon in Deutschland und Ilse Arlt in Österreich. Ilse Arlt gründete ihre erste Schule, die vereinten Fachkurse für Volkspflege, 1912. Zu Beginn waren sowohl in Deutschland als auch in Österreich nur Frauen zugelassen. Erst 1928 wurden erstmals Männer in Österreich zu diesen Ausbildungsformen zugelassen.

Wie steht es nun um die Männer und die männlichen Anteile in der Geschichte der Sozialen Arbeit?

Von Anfang an war Sozialarbeit im wohlfahrtsstaatlichen System verankert, der Auftraggeber der Sozialen Arbeit war und ist in den allermeisten Fällen die öffentliche Hand. (Ob direkt oder indirekt, also im öffentlichen Eigentum, oder durch den Staat subventioniert, ist in diesem Zusammenhang sekundär.) Diese starke Abhängigkeit von den öffentlichen Strukturen wird von SozialarbeitstheoretikerInnen bis heute als professionalisierungstechnische Schwäche der Sozialen Arbeit beklagt.

Feministische Theoretikerinnen der Sozialen Arbeit wie Elfriede Fröschl kommen in ihren historischen Analysen zum Schluss, dass Frauen vor allem im Außendienst tätig waren, wo sie „sehr schlechte Arbeitsbedingungen, ein geringes Einkommen und wenig Entscheidungsbefugnisse hatten“ (Fröschl 2001: 288). Demgegenüber waren Männer vor allem „in der Verwaltung und im Innendienst tätig, die über wenig Spezialwissen hinsichtlich sozialer Probleme verfügten.“ (ebd.: 288).

Männer waren also von Anfang an – auch durch die Exklusionsgründe in den Frauenausbildungen Sozialer Arbeit, das sei hier nicht vergessen – eher in Leitungspositionen der öffentlichen Verwaltung anzutreffen. „Frauenberuf unter Männerregie“ wurde das von feministischen Theoretikerinnen genannt (vgl. Wallner 2008: 29ff.).

Während der Beruf durch das Ideal der „geistigen Mütterlichkeit“ von Frauen für Frauen konzipiert wurde, versuchten Theoretiker wie etwa Herrmann Nohl einen Gegenentwurf der „geistigen Väterlichkeit“ oder auch „geistigen Ritterlichkeit“ zu entwerfen, der sich aber nicht durchsetzte (vgl. ebd.: 36).

Dabei gab es sie ab 1928, die ersten männlichen Wohlfahrtspflegerinnen. Und es gab nicht nur Theoretikerinnen in der Sozialen Arbeit, sondern auch Theoretiker.

Ihre Geschichten scheinen nicht existent zu sein. Dabei wäre es überaus spannend und sicher sehr aufschlussreich diesen Männern nachzuspüren. Wie waren die Arbeitsbedingungen für die ersten Sozialarbeiter, wie wurden sie auf- und angenommen? War es damals schwieriger, konfliktreicher und mit größeren Geschlechtsrollendiffusionen behaftet als heute? Wie haben sie ihren Beruf bewältigt? Wie lange waren sie in der Sozialarbeit tätig? Haben sie sich bald wieder eine andere Arbeit gesucht, sind sie in Führungspositionen aufgestiegen? Was hat sich von damals zu heute für Männer in diesem Beruf geändert? Und wie? Leider gibt uns die traditionelle Geschichte der Sozialen Arbeit darauf keine Antwort.

Letztlich wird der Fehler gemacht, den Feministinnen an der traditionellen Geschichtswissenschaft so vehement und berechtigt kritisiert haben: Dass nämlich Frauen konsequent ausgeblendet werden, als ob sie keine Rolle spielen würden. Das scheint sich hier unter umgekehrten Vorzeichen zu wiederholen (vgl. Rose 2007: 124f.).

So bleibt die Geschichte der Männer, so wenige es auch – insbesondere in den ersten Ausbildungsjahrgängen, zu denen Männer zugelassen wurden – waren, bislang ein blinder Fleck in der Karte der Sozialarbeitsgeschichte.

2.2. Geschlechterverhältnisse in der Sozialarbeit

Blickt man in den Hörsaal während einer Vorlesung aus der Studienrichtung Sozialarbeit, so findet man dort eine bedeutende Mehrheit an Studentinnen. Nicht etwa, weil männliche Studenten eher den Studienbetrieb meiden, als

ihre weiblichen Kolleginnen. (Zum Glück muss und kann ich dieses Stereotyp nicht empirisch belegen.) Vielmehr inskribieren – und hier gibt es nur geringfügige Unterschiede zwischen österreichischen und deutschen Untersuchungen – ca. 70 – 80 % Frauen die Studienrichtung Sozialarbeit. Bezeichnend ist aber vor allem, dass der geringe Prozentsatz an männlichen Studenten schon seit Jahrzehnten stagniert (vgl. Rose 2007: 122; Springer 2010: 41).

So wie es in den Studiengängen der Sozialarbeit (und Sozialpädagogik in Deutschland) um die Geschlechterverhältnisse bestellt ist, so setzt sich die Situation nahtlos bei den berufstätigen SozialarbeiterInnen fort. Der Männeranteil liegt bei 34, 6% bei SozialarbeiterInnen, in anderen Sozialen Berufen, die zumeist eine geringere Qualifikation benötigen liegt er oft noch weit darunter (vgl. Rose 2007: 123f.).

Allerdings gibt es doch einige signifikante Unterschiede in den spezifischen Handlungsfeldern. So sind besonders beliebte Arbeitsfelder für Männer die Straffälligenhilfe, die Arbeit mit wohnungslosen Menschen und die Suchtarbeit. Auch die Adressaten dieser Unterstützungsangebote sind zumeist männlich, insbesondere im Straffälligenbereich ist dies besonders auffällig. Dagegen dominieren in Feldern der Familiensozialarbeit die Frauen, sowohl was das Fachpersonal als auch was das Klientel betrifft (vgl. Springer 41f.).

Darin spiegelt sich die horizontale Achse des geschlechtlich segregierten Arbeitsmarktes wider: Je näher die Tätigkeit (die Zuschreibung der Tätigkeit, um genau zu sein) an reproduktiven, haushaltsnahen Tätigkeiten ist, desto mehr wird sie von Frauen wahrgenommen. Aber auch das geschlechtsspezifische Verhältnis der potentiellen AdressatInnen Sozialer Arbeit in den jeweiligen Handlungsfeldern ist wahrscheinlich ein Mitgrund für die Bevorzugung gewisser Tätigkeitsbereiche von Männern. So ist die Anzahl männlicher Delinquenten in der Bewährungshilfe und im Justizbereich sehr hoch, auch im Wohnungslosenbereich, oder im Bereich der Asylwerber,

während die AdressatInnen Sozialer Arbeit in Handlungsfeldern der Familiensozialarbeit mehrheitlich weiblich sind (vgl. ebd.).

Anfügen möchte ich noch, dass bei allem Jammern über den Männermangel in der Sozialarbeit nicht außer Acht gelassen werden sollte, dass der Männeranteil in anderen sozialen Berufen wie etwa bei KindergartenpädagogInnen oder in der Behindertenarbeit, in der ich tätig bin, noch weit niedriger ist. Beide sind Tätigkeiten, die eine noch gravierendere Nähe zur Pflege und Erziehung – also reproduktiver Arbeit – haben (vgl. Krabel/Stuve 2006: 11ff.).

Während die horizontale Achse des Arbeitsmarktes also an geschlechtsspezifisch zugeschriebenen Charaktereigenschaften festzumachen ist, beschreibt die vertikale Achse die Verteilung von Männern und Frauen in der Hierarchie der jeweiligen Berufe. Hier zeigt sich ein Ungleichgewicht zugunsten der Männer, die in der Sozialen Arbeit gemessen am Anteil an der Basis arbeitenden Männer um ein Vielfaches mehr in Leitungspositionen, sowie im vom sozialen Prestige höher einzuschätzenden Bereich der Forschung und Lehre, tätig sind (vgl. Springer 2010: 44). Anzumerken ist auch noch, dass Führungspositionen Sozialer Arbeit häufig von anderen Professionen aus den Bezugswissenschaften Sozialer Arbeit zu finden sind.

Die feministische Kritik an dieser hierarchischen Ungleichverteilung hat zwar durchaus ihre Berechtigung in einem allgemein kritischen Zusammenhang mit der Diskriminierung von Frauen, die spezifische Kritik an Männern in diesem Zusammenhang (Männer ergreifen den Beruf, weil sie leichter Karriere machen) ist für mich aber weder empirisch belegbar noch zielführend im Hinblick auf eine Gleichberechtigung der Geschlechter (vgl. Fröschl 2001: 298; Rose 2007: 120f.).

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Geschlechterverhältnisse historisch bedingt sind und den Mustern des geschlechtersegregierten Arbeitsmarktes entsprechen. Interessanter ist allerdings die Diskussion um die Zuschreibung weiblicher und männlicher Tätigkeiten. Die praktische

Arbeit wird als weiblich eingestuft, die leitenden und verwaltenden Tätigkeiten als männlich. So entsteht hier nicht nur ein Konflikt, der sich in einem tatsächlichen, zahlenmäßigen Verhältnis zwischen den Geschlechtern ausdrückt, sondern sich auch auf die inhaltlichen Ebenen Sozialer Arbeit niederschlägt: Die traditionelle Skepsis gegenüber hierarchischen Verhältnissen und bürokratischen Strukturen wird so zu einer geschlechtlich verdeckten Auseinandersetzung um die Deutungshoheit in der Sozialen Arbeit. Das sieht man an den Auseinandersetzungen um die Ökonomisierung Sozialer Arbeit, oder die Diskussion um Managementansätze in der Sozialarbeit. Die Ablehnung dieser Ansätze kann als Abwehr verstanden werden, die weibliche Seite der einführenden und emotionalen Beziehungsarbeit als Basis Sozialer Arbeit abgewertet werden. Damit sind wir mitten im Kern der ewigen Debatte, um die Identität Sozialer Arbeit, die immer auch anhand von Geschlechterlinien verläuft.

3. Männer in der Sozialen Arbeit

Nach dieser kurzen Erörterung der Entwicklung Sozialer Arbeit samt der Herausbildung ihrer Geschlechterverhältnisse und Strukturen, wie sie sich aktuell darstellen, sowie ihrer Verortung im geschlechtersegregierten Arbeitsmarkt möchte ich nun die möglichen Auswirkungen für Männer in der Praxis diskutieren. In Kapitel 2.4. wurde bereits ausgeführt, wie wesentlich Erwerbsarbeit für das männliche Selbstverständnis ist, in Kapitel 3. 2. wird sich zeigen, dass ein frauendominierter Beruf wie die Sozialarbeit für Männer immer „einen Positionswechsel im Geschlechterverhältnis bedeutet“ (Fell 2001: 72). Was bedeutet es nun für Männer, wenn beides zusammenfällt?

Wie bereits erwähnt kursieren bereits Theorien, Bilder und Vorstellungen über Männer, ihre männliche Identität und ihr doing gender in der sozialarbeiterischen Praxis und im sozialarbeitswissenschaftlichen Diskurs. Diese werden teilweise explizit formuliert, teilweise auch nur implizit mitgetragen. Zu letzteren gehörten wie schon mehrfach angedeutet die feministische Kritik an den geschlechtshierarchischen Strukturen Sozialer Arbeit, die selbstredend auch ein ganz bestimmtes Männerbild transportiert. Zu ersteren gehören einige empirische Untersuchungen, die vor allem mit qualitativen Methoden, also Befragungen von Sozialarbeitern mittels offener Interviewformen, arbeiten (vgl. Fell 2001). Selbstverständlich fußen diese Erfahrungen auf recht kleinen Samples und zielen zumeist auf ganz spezielle Fragestellungen ab. Auch auf rein persönliche Erfahrungen und Einschätzungen, gewonnen aus langjähriger Erfahrung, führen manche Autoren ihre Erkenntnisse zurück (vgl. Brandes 2002: 233ff.).

Ich möchte damit nicht die wissenschaftlichen Leistungen schmälern, sondern eben nur verdeutlichen, dass aufgrund einer fehlenden systematischen empirischen Untersuchung des Forschungsgegenstands hier sehr vorsichtig vorgegangen werden muss. Die im Folgenden vorgestellten Bilder und Thesen zum Phänomen Männlichkeit(en) in sozialarbeiterischer Praxis sind meines Erachtens nicht gut abgesicherte empirische Erkenntnisse, sondern eher indizienhaft unterlegte Hypothesen. Damit ist nicht gesagt, dass diesen Thesen der Realitätsgehalt fehlt, lediglich, dass

dieser aus meiner Sicht wissenschaftlich noch nicht in ausreichendem Maße erhärtet wurde. Nichtsdestotrotz zeigen diese Thesen aber, in welche Richtung eine grundlegende Untersuchung, so sie denn jemals durchgeführt werden sollte, gehen könnte, welchen (Teil)Aspekten besondere Bedeutung zukommen könnte und welche Differenzierungen vorgenommen werden sollten, um nicht in alte oder auch neue Geschlechterstereotypen zu fallen. Weiters wohnen diesen Annahmen immer auch Bewertungen inne, die nicht immer als solche kenntlich gemacht werden. Ich erlaube mir hier diese in zwei Gruppen zusammenzufassen: Möglichen Vorteilen die Männer durch ihre Geschlechtsrolle im sozialarbeiterischen Berufsleben zugeschrieben werden, sollen Schwierigkeiten und Nachteile gegenübergestellt werden. Zuvor sollen kurz mögliche Motive von Männern sowie biographische Gemeinsamkeiten vorgestellt werden.

3.1. Warum gehen Männer in die Soziale Arbeit – Motive und biographische Dispositionen

„Das Bild eines Berufes wird durch die Berufsmotive derer bestimmt, die ihn ergreifen wollen – umgekehrt prägen Annahmen über einen Beruf auch die Berufsmotivation.“ (Fröschl, 2001: S. 297). Diese Erkenntnis erscheint logisch und sollte der Sozialarbeitswissenschaft als Impetus dienen, dieses Thema stärker zu erforschen. Es gibt meinen Recherchen zufolge nur sehr wenige Untersuchungen zur Erforschung der Motive für die Berufswahl des/der SozialarbeiterIn, so wie es generell sehr wenig wissenschaftliche Literatur über Männer in Frauenberufen gibt. Außerdem bestehen wesentliche Unterschiede zwischen Frauenberufen hinsichtlich ihrer Dominanz des (als sozial zugeschriebenen) Weiblichen, als auch zwischen den Motiven, die Männer in diese Frauenberufe entlassen. Unter Frauenberufe werden nämlich nicht nur Berufe subsumiert, die der Pflege und Erziehung – also den reproduktiven Tätigkeiten, nahe stehen, sondern auch andere typisch weibliche Berufsfelder wie SekretärInnen und FriseurInnen. Wenn Peter Döge davon spricht, dass diese Berufe oft nur eine Übergangslösung sind, die Männer in Kauf nehmen, so hat er vermutlich

diese Berufe im Sinn. Im Fall der SozialarbeiterInnen, die eine mehrjährige Ausbildung in Kauf nehmen müssen, handelt es sich aber meines Erachtens doch eher um eine bewusste Entscheidung für diesen Beruf, selbst wenn, wie Brandes anmerkt, sehr viele junge Männer durch den Zivildienst zum ersten Mal Bekanntschaft mit sozialen Berufen schließen. Aber auch hier denke ich, dass die zeitliche Dauer des Zivildiensts und die zumeist im Anschluss daran stattfindende Ausbildung mit ihrem zeitlichen Rahmen von mindestens drei Jahren wenig mit einer „Übergangslösung“ gemein hat. Für Sozialberufe konstatiert Döge, „dass die intrinsische Motivation bei Männern berufssozialisatorisch, bei Frauen nicht nur, aber immer auch primärsozialisatorisch gegründet ist.“ (Döge, 2001, S. 95). Damit ist gemeint, dass Frauen in soziale Berufe gehen, weil es eher ihrem „weiblichen Arbeitsvermögen“ entspricht, wie es etwa die Protagonistinnen der „geistigen Mütterlichkeit“ bezeichnen würden. Bei Männern hingegen scheinen auch Erwägungen wie etwa Entlohnung, Aufstiegsmöglichkeiten oder Arbeitsplatzsicherheit eine größere Rolle zu spielen.

Die Motive von Sozialarbeitern untersuchten Florian Fell und Alina Hejtan in ihren Diplomarbeiten. Dabei steht der tiefe Wunsch anderen zu helfen, neue berufliche Möglichkeiten kennen zu lernen, der Wunsch nach so etwas wie einer sinnstiftenden Tätigkeit im Vordergrund. Finanzielle Gründe, oder gar der Wunsch nach Karriere, wie es die schottische Studie von Cree belegt, die von Elfriede Fröschl angeführt wird, werden in den Befragungen von Studenten und Sozialarbeitern jedoch in geringen Ausprägungen vorzuliegen.

Ein wesentlicher forschungstechnischer Schwachpunkt scheint mir zu sein, dass es keine vergleichenden Befragungen von Männern und Frauen zu Berufsmotiven gibt. Die Motive von Frauen den Beruf der Sozialarbeiterin zu ergreifen, wie sie etwa Gerda Eichelseder untersucht hat, weisen wenig Unterschiede zu den Motiven von Männern auf (vgl. Eichelseder 2007: 81f.).

Ein Motiv sich für die Sozialarbeit zu entscheiden, von dem ich durch meine Beobachtungen vermute, dass es bei Männern sehr viel stärker ausgeprägt

ist als bei Frauen, wird leider nicht erfasst: Das politische Interesse bzw. die Vorstellung als SozialarbeiterIn politisch im Sinne der jeweiligen ideologischen Anschauungen zu agieren, oder etwas verändern zu können, wurde empirisch in den mir vorliegenden Untersuchungen nicht erforscht. Ich glaube, dass dieses Motiv für viele Männer nicht unwesentlich ist, ja es steht zu vermuten, dass die Berufswahl des Sozialarbeiters bereits viel mehr als politisches Statement an sich gedeutet werden kann, als dies bei Frauen der Fall ist. Sozialarbeit hat eine politische Funktion, in dem sie dazu beiträgt den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft zu stärken. Sozialarbeit hat aber auch eine ganz bestimmte politische Haltung, nämlich die der sozialen Gerechtigkeit. Ich möchte hier die These aufstellen, dass die politische Bedeutung Sozialer Arbeit von Männern bewusster wahrgenommen wird als von Frauen. Leider kann ich diese These empirisch nicht belegen.

Nachdem nun untersucht wurde, warum Männer Sozialarbeiter werden wollen, möchte ich der Frage nachgehen, welche Männer das sind.

Dazu gibt es noch weniger empirische Anhaltspunkte als zu den Motiven. Milieuspezifische Erkenntnisse zu Einkommens- und Bildungsschicht oder politischer Zugehörigkeit, wie sie Zuhlehnner und Volz etwa für ihre Typisierungen von Männern herausgearbeitet haben, fehlen für Männer in der Sozialarbeit völlig. Es gibt jedoch Hinweise auf biographische Merkmale, die für Männer eher typisch sind:

- Männer sind zu Beginn des Studiums häufig bereits älter als ihre Kolleginnen.
- Sie haben oftmals bereits Berufserfahrung bzw. schon einen anderen Beruf zuvor erlernt. Dafür spricht auch, dass der Anteil an Männern in berufsbegleitenden Studiengängen proportional höher ist als bei Vollzeitstudiengängen (vgl. Springer 2010: 42).

Männer, die bereits einen Beruf erlernt und ausgeübt haben, geben auch oft die Unzufriedenheit in ihrem alten Beruf als Grund für den Wechsel in die Sozialarbeit an (vgl. Hejtan 2008: 20). Dieser Berufsfindungsprozess und die Distanz zu traditionellen männlichen

Berufen können durchaus auch als unbewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsidentität gesehen werden.

- Männer verfügen oft über ehrenamtliche soziale Vorerfahrungen oder haben ihren Zivildienst in sozialen Einrichtungen absolviert (vgl. ebd.: 19f.).
- Männer kommen öfter aus nichttraditionellen Familienkontexten (Alleinerzieherinnen), während Frauen überwiegend aus traditionellen Familien kommen (vgl. Fröschl 2001: 298).

Alles in allem sind die wissenschaftlichen Erkenntnisse zu Motivation, sozialer Herkunft und biographischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden überaus dürftig und hier herrscht meines Erachtens Forschungsbedarf. Die genannten Merkmale und Motive dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Sozialarbeiter eine sehr heterogene Gruppe sind. Es gibt viele Männlichkeiten darin. Welche Motive nennen etwa Männer mit Berufserfahrung in einem „männlichen“ Beruf, welche nennen Männer, die gleich nach der Schule eine Sozialarbeiterausbildung beginnen, und wie denken Männer, die bereits über soziale Vorerfahrungen verfügen, oder gar einen anderen psychosozialen oder verwandten Beruf erlernt haben? Wo sind die Gemeinsamkeiten, wo die Unterschiede?

3.2. Männer haben's schwer

Ich möchte nun nachfolgend mögliche negative Aspekte diskutieren, die eine Berufswahl zum Sozialarbeiter mit sich bringen kann. Männer „haben's“ bekanntlich „schwer, nehmen's ganz leicht. Außen hart und innen ganz weich“. So sang schon Herbert Grönemeyer. In Anspielung auf diesen Songtext ist die Einteilung der Vor- und Nachteile zu verstehen.

3.2.1 Habituelle Verunsicherung

Männer können Gefahr laufen eine habituelle Verunsicherung im Sozialarbeitsberuf zu erfahren. Habituelle Verunsicherung meint einen inneren Konflikt mit seiner geschlechtlichen Identität, dem weiter oben ausgeführten männlichen Habitus. Dies kann mehrere Ursachen haben. Die Erfahrung, dass man sich in der Minderheit befindet, sei z.B. ein Mitgrund dafür, dass sich Männer in der Sozialen Arbeit in ihrem geschlechtlichen Habitus verunsichert fühlen könnten. Das kann schon in der Ausbildung beginnen. Brandes schreibt, dass sich männliche Sozialarbeitsstudenten öfter zurückziehen würden und v.a. bei Themen wie häuslicher Gewalt und sexuellem Missbrauch als Projektionsfläche für ihre Studienkolleginnen dienen (vgl. Brandes). Außerdem werden sie von ihren Studienkolleginnen als Experten für (traditionelle) Männlichkeitsmuster vermutet, was viele jedoch vehement ablehnen – wollen sie doch oftmals mit traditionellen Männerbildern brechen (vgl. Rose 2007). Den von Brandes festgestellten Rückzug männlicher Studenten kann ich aus meiner Erfahrung nach nicht bestätigen. Im Gegenteil: Männliche Studenten ergreifen in Diskussionen überproportional häufig das Wort, melden sich als Erste für spezielle Aufgaben und nehmen in Gruppenarbeiten oft eine führende Rolle ein bzw. sind häufiger diejenigen, die Gruppenergebnisse vor der KollegInnenschaft präsentieren. Dabei übernehmen Studenten diese als schwierig und verantwortungsvoll erlebten Aufgaben und Positionen teilweise in gönnerhafter Manier: Sie stellen sich eben zur Verfügung, heimsen dafür aber selbstverständlich auch das Lob und den Status des engagierten und verantwortungsvollen Studenten ein. Allerdings legen die Studentinnen dagegen keine Einwände ein, sondern nehmen dieses gentlemanlike Verhalten ihrer Kollegen sogar gerne in Anspruch. So stellen sich diese soziale Praxen für mich als „Trockentraining“ für die spätere arbeitsteilige Berufspraxis dar.

Darüber hinaus wären auch Untersuchungen über Studienabbrüche interessant, die Hinweise in die Richtung habitueller Verunsicherungen liefern könnten. Meiner – langjährigen – Erfahrung als Student der Sozialarbeit nach, scheiden Männer bereits überwiegend in der

Studieneingangsphase aus dem Studium aus, zumeist um in ihren alten Beruf zurückzukehren oder ein anderes, meistens universitäres Studium zu beginnen. Frauen dagegen scheinen mir insgesamt weniger zu wechseln und meist aufgrund von Schwangerschaften das Studium zu unterbrechen. Die meisten beenden später ihr Studium. Exakte Daten dazu liegen jedoch nicht vor, könnten in Verbindung mit Motivbefragungen allerdings interessante Ergebnisse bringen. Welche Männer geben aus welchen Gründen das Studium auf? Welche Männer bringen es zu Ende und ergreifen den Beruf des Sozialarbeiters?

Weiters können Männer in Sozialberufen Skepsis, Irritationen und Abwertung in ihrem privaten Umfeld erfahren, wie Schnack und Gesterkamp meinen (vgl. Schnack/Gesterkamp 1996: 160f.). Sie führen das darauf zurück, dass die Arbeit als Sozialarbeiter als sorgende Profession mit den männlichen Zuschreibungen von Leistung und Konkurrenzkampf nicht kompatibel ist. Auch einen anderen Erklärungsansatz bieten sie, wenn sie schreiben: „...sie wirken suspekt, weil sie offensichtlich darauf verzichten gegen die anderen Männer anzutreten. Sie konkurrieren mit anstatt um die Frauen.“ (Schnack/Gesterkamp 1996: 160). Männer wetteifern gegeneinander im Beruf und um die Frauen, nicht jedoch mit Frauen im selben Beruf! Männer in Sozialberufen setzen sich damit der Gefahr aus, unmännlich zu wirken und so die gängigen hegemonialen Muster der Abwertung hervorzurufen.

Diese Erfahrung kann ich aus meiner persönlichen Erfahrung heraus nur bestätigen. Werde ich auf meine derzeitige Arbeitssituation als Betreuer von beeinträchtigten Menschen angesprochen, merke ich, dass mein Gegenüber das oft nicht so recht einzuordnen vermag.

Florian Fell geht in seiner Studie zur Identitätsbildung von Männern in der Sozialarbeit davon aus, dass der Schritt in einen von Frauen dominierten Bereich in unserer Gesellschaft einen Wechsel der Position im gesellschaftlich bedingten Geschlechterverhältnis bedeutet, der automatisch eine möglicherweise konflikthafte Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsidentität erzwingt. Dies muss nicht notwendigerweise auf einer bewussten Ebene stattfinden (vgl. Fell 2001: 10 und 72ff.).

Wenn es allerdings zutrifft, dass viele Männer, die einen Sozialberuf ergreifen, dies unter anderem auch deswegen tun, weil sie sich von möglichen hegemonialen Mustern distanzieren wollen, so liegt ja eine gewisse Bereitschaft vor, sich mit seiner männlichen Identität und seinen männlichen Verhaltensweisen und Ideen auseinander zu setzen, so kann ich darin auch durchaus eine Chance erkennen.

Ähnlich den Protagonisten des Films „Ganz oder gar nicht“ bedeutet es für Männer doch eine Riesenchance, wenn mir dieser etwas hoch gegriffene Begriff erlaubt sei, sich mit seiner geschlechtlichen Identität auseinander zu setzen und neue Handlungsschemen zu erwerben. Gerade die non-profit-orientierten Strukturen Sozialer Arbeit und die emanzipatorischen Haltungen auf der inhaltlichen Ebene der Sozialarbeit ermöglichen und erleichtern es Männern einen männlichen Habitus zu entwickeln, der sich von traditionellen hegemonialen Vorstellungen losgelöst hat. Wo, wenn nicht im Sozialbereich, ist eine Verwirklichung eines neuen Mannseins leichter umzusetzen?

3.2.2. Hohe Erwartungshaltung

Lotte Rose betont die hohen Erwartungshaltungen, die von Seiten der Kolleginnenschaft gegenüber ihren männlichen Kollegen an den Tag gelegt werden. Diese Erwartungshaltung birgt mehrere Aspekte.

So könnte etwa die Erwartung an Männer herangetragen werden, für ihre Klientinnen, aber vor allem für ihre Klienten, als männliches role-model zu fungieren oder gar als Vaterersatz wie es in sozialpädagogischen und erzieherischen Berufen häufig der Fall ist. Eine weitere Erwartungshaltung an Männer in Teams mit geringem Männeranteil kann sein, dass Männer sozusagen einen Ausgleich zur weiblichen Sphäre bringen. Sie sollen sozusagen für einen „sozioökologisch ausgeglichenen Haushalt“ in den Teams sorgen, wie dies eine von Lotte Rose zitierte Einrichtungsleiterin bezeichnet (vgl. Rose 2007: 128ff.). Das bedeutet aber auch, dass sie – gemäß der These der Komplementarität der Geschlechter – dafür zuständig sind, traditionelle Rollenbilder und –praxen in die Arbeit einzubringen die in von Frauen dominierten Arbeitsfeldern scheinbar fehlen. Männer werden

dann für Bereiche wie Sport und Technik, sofern arbeitsrelevant, eingesetzt. Sie sollen Sachlichkeit und Rationalität in die Arbeit einbringen, oder auch Autorität gegenüber „schwierigen“ KlientInnen. Insbesondere in Situationen mit hohem Aggressionspotential, oder sogenannten „schwer motivierbaren“ Klienten sind oft „die Männer gefordert.“ Auch hier zeigt sich wieder die klassische Rollenverteilung: Männer sind für das „Grobe“, für das „Harte“ zuständig, Frauen für die „leichtere“, sanfte Beziehungsarbeit (vgl. ebd. 115ff.).

Aber „Männer entscheiden sich in der Regel nicht für eine Tätigkeit im sozialen Bereich, um ein Gegengewicht zur Vielzahl der weiblichen Beschäftigten zu bilden und männliche Bezugspersonen für Kinder mit Vatemangel zu werden“ konstatiert Rohrmann in seiner Untersuchung von Männern in erzieherischen Berufen und ähnliches darf wohl auch für Männer in der Sozialarbeit vermutet werden (vgl. Rohrmann 2006: 120). Männer, die sich mehr oder weniger bewusst von klassischen Rollenbildern distanzieren wollen, können Konfliktsituationen erleben, wenn sie in eben diese Rollen gedrängt werden.

Dass Sozialarbeiter in ihrer Geschlechtlichkeit eine Modellfunktion haben bzw. für männliche Klienten eben auch als gleichgeschlechtliche Projektions- oder Identifikationsfläche fungieren, halte ich jedoch für eine Herausforderung, der sich Sozialarbeiter nicht entziehen können. Gerade im Bewusstsein, dass die eigene Geschlechtlichkeit vom Klienten als Teil der Persönlichkeit des Sozialarbeiters wahrgenommen wird – und diese Wahrnehmung kann man nicht abstellen – sollte ein geschlechtsreflexives Arbeiten als Teil professionellen Handelns unabdingbar sein. Meines Erachtens gilt dies natürlich vice versa auch für Sozialarbeiterinnen. Ob dies in der Ausbildung schon ausreichend in die Lehrinhalte einfließt – Stichwort: Gender als Querschnittsmaterie – sei hier nur als vorsichtige Frage aufgeworfen.

Während Männern also einerseits abverlangt wird, männliche Anteile in die Arbeit einzubringen, so sollen sie andererseits aber natürlich „empathisch, sensibel, teamfähig, humorvoll, offen...“ sein (Rose 2007: 135). „Männern

wird nachgesagt,“ so heißt es an gleicher Stelle weiter, „dass sie uneinfühlsam seien, mit ihnen kein gleichberechtigtes Miteinander möglich sei oder dass sie mit höherer Kompetenz und Weisungsbefugnis nicht zurecht kämen. Andererseits erfüllen Männer, die eher unsicher auftreten und kein eigenes Profil zeigen, nicht die Erwartungen von Frauen an ihre „Männlichkeit“. Nicht selten werden sie schnell „als ‘Weicheier‘ bezeichnet und deutlich abgelehnt.“ (ebd.). Abgesehen von der interessanten Tatsache, dass die von Connell konstatierten Muster von Dominanz und Unterdrückung auch von Frauen gegenüber Männern ausgeübt werden, könnte diese Ambivalenz in der Erwartungshaltung gegenüber Sozialarbeitern doch enorme Auswirkungen haben. Wenn sie, wie oben ausgeführt, der Gefahr habitueller Verunsicherung und starker Identitätskonflikte ausgeliefert sind, kann eine so heterogene Erwartungshaltung leicht zur Überforderung führen, wie auch Rohrmann schreibt (vgl. Rohrmann 2006: 120ff.).

Mit einem Augenzwinkern möchte ich dieser etwas dramatische Hypothese mit folgendem Refrain eines bekannten Schlagers von Stefanie Werger begegnen, der sehr gut zusammenfasst, welche Männer in der Sozialarbeit anscheinend gefragt sind: „Wir brauchen Männer/ richtige Männer/ Männer mit Geist/ und Sexappeal/ keine Chaoten, keine Machos, keine Penner/ wir brauchen Männer mit Profil/ und viel (im Lied extra lang intoniert!) Gefühl!“

3.3. Männer haben's leicht

Nun möchte ich die Vorteile beleuchten, die Männer in der Sozialarbeit eventuell haben können. Denn egal, ob sie den Beruf leicht nehmen (Grönemeyer), oder es ihnen leicht gemacht wird, es muss auch positive Aspekte geben, die Männer in ihrer Arbeit erfahren. Sonst gäbe es ja gar keine Männer, die diesen Job machen würden.

3.3.1. Angebot und Nachfrage

Ein Blick in die Ausschreibungen von SozialarbeiterInnenstellen genügt, um zu sehen: Männer sind enorm gefragt. Sie werden „aus teamparitätischen

Gründen bevorzugt“ gesucht, wie es darin zumeist heißt. Kein Wunder: Ruft man sich das Geschlechterverhältnis von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen in Erinnerung und den Wunsch nach geschlechtermäßig ausgeglichenen, also am besten 50:50 besetzten, Teams muss klarerweise ein Gendergap zuungunsten von Männern entstehen und damit einhergehend die bevorzugte Suche nach Männern. Das betrifft vor allem den sozialpädagogischen Bereich, aber nicht nur (vgl. Kap. 3.2.).

Für Männer bedeutet das, dass sie eher die Möglichkeit haben, sich ihren „Wunschjob“ aussuchen zu können. Größere Wahlmöglichkeiten in den Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und eine bessere Chance die lukrativeren Jobs bzw. besser abgesicherten Dienstverhältnisse zu erlangen als Frauen sind die mögliche Folge.

Auf der anderen Seite stehen Männer mehr unter dem gesellschaftlichen Druck, die Ernährerrolle zu erfüllen, bzw. für das Hauptfamilieneinkommen zuständig zu sein. In einem an sich eher niedrig entlohnten Berufsfeld mit vielen Teilzeitangeboten oder auch durch viele Karenzierungen befristeten Stellen, die Männern wenig attraktiv erscheinen, kann es für Männer auch schwierig werden, eine geeignete Stelle zu finden. Ob und in welchem Ausmaß diese Umstände für die den Männern zugeschriebene Karriereorientierung ausschlaggebend sind, ist empirisch bislang nicht erforscht und wird auch weniger diskutiert als hegemoniale Werthaltungen oder mögliche habituelle Verunsicherungen als Grund für eine stärkere Karriereorientierung.

3.3.2. Vorschusslorbeeren

Männer erhalten aufgrund der Tatsache, dass sie als Mann einen weiblich dominierten Beruf wählen, bereits Vorschusslorbeeren. Sie werden dafür gelobt, weiblich konnotierte Tätigkeiten auszuführen, während das bei weiblichen Sozialarbeiterinnen (geschlechtsrollenadäquat) vorausgesetzt wird. Diesem „Männlichkeitsbonus“ steht meines Erachtens die weiter oben ausgeführte hohe Erwartungshaltung gegenüber Männern im Sozialbereich

gegenüber. Insofern ist dieser von Rohrman angeführte Vorteil ein durchaus zweischneidiges Schwert, der sich schnell in sein Gegenteil verwandeln kann (vgl. Rohrman: 125f.).

3.3.3. Der Männerbonus bei KlientInnen

Für den erzieherischen Bereich wurde herausgearbeitet, dass Männer von Kindern begeistert aufgenommen werden (vgl. ebd.). Auch aus meiner beruflichen Praxis in der Behindertenhilfe kann ich bestätigen, dass Männer sehr beliebt sind und sehr leicht einen Zugang zu KlientInnen finden. Ich führe dies auf die geringe Anzahl von Männern in diesen Berufen zurück. Für KlientInnen kann eine männliche Fachkraft etwas Besonderes, quasi eine Abwechslung sein. Männer haben dabei natürlich für Klienten eine andere Funktion, als für Klientinnen. Ob und für welche Handlungsfelder in der Sozialen Arbeit dieser Männerbonus existiert, müsste noch genauer untersucht werden. Ich denke dabei vor allem an sozialpädagogische Kontexte, aber auch an Handlungsfelder, wo deren Klienten überwiegend männlich sind, wie etwa in der Bewährungshilfe. Selbstverständlich gibt es auch spezifische sozialarbeiterische Handlungsfelder, in denen Männer nicht erwünscht sind, wie etwa in Frauenhäusern oder Gewaltschutzzentren.

3.3.4. Cross gender

Gerade weil Sozialarbeit kein männlicher Beruf ist, erlaubt er Männern aus ihrem engen hegemonialen Korsett zu schlüpfen und andere, weibliche Verhaltensmuster ausleben zu können (vgl. Fröschl 2001: 298f.). Das korreliert auch mit der kritischen Distanz von Männern zu traditionellen hegemonialen Formen von Männlichkeiten (vgl. Brandes 2002: 236f.). Männer können sich als etwas Besonderes in diesem Berufsfeld erleben: Als Männer, die „anders“ sind, weibliche Qualitäten haben und nicht den typischen Geschlechterstereotypen entsprechen (vgl. Fröschl 2001: 298f.). Diese Einschätzung passt sowohl zu der oben diskutierten Erwartungshaltung gegenüber Männern, als auch zu den „Vorschusslorbeeren“ die Männern entgegengebracht werden.

3.3.5. Der gläserne Aufzug oder die Karriereorientierung von Männern

Einer der größten und am meist diskutierten Vorteile von Männern in der Sozialen Arbeit ist das männliche Leitungsstreben bzw. das weiter oben diskutierte Ungleichgewicht zugunsten von Männern in Leitungspositionen. Analog zur „gläsernen Decke“, die Frauen in Männerberufen erleben, und die sie nur selten „durchstoßen“, wurde von feministischer Seite der Begriff „gläserner Aufzug“ für Männer in Sozialberufen geprägt. Dies soll bedeuten, dass Männer, die z.B. in die Sozialarbeit gehen, sich flugs ohne viel eigenes Zutun, wie der Begriff in durchaus abwertender Weise mitschwingen lässt, in Leitungspositionen wiederfinden. Das wird durch mehrere Faktoren begründet:

- zum einen liegt dies an einer fehlenden Karriereorientierung von Frauen, welche von feministischen Forscherinnen an ihren eigenen Geschlechtsgenossinnen kritisiert wird (vgl. Fröschl 302f.).
- Demgegenüber steht eine – komplementär verstandene - größere Karriereorientierung von Männern. Meines Erachtens ist diese aus wissenschaftlicher Sicht sowohl (noch) zu erhärten als auch zu hinterfragen. Alle Statistiken sprechen für eine Leitungsorientierung von Männern in der Sozialen Arbeit, Motivbefragungen weisen aber weniger in diese Richtung. Ursächlich wird zumeist angenommen, dass Männer in Leitungspositionen streben, um ein Männlichkeitsdefizit zu kompensieren (vgl. Brandes 2002: 236).
- Weiters ist anzunehmen, dass die vielfältigen Gründe, die Frauen von Leitungspositionen ausschließen, in der Sozialen Arbeit ebenso anzutreffen sind wie in allen anderen Berufen. Es gibt für mich keinen nachvollziehbaren Grund, warum die gesamtgesellschaftlichen Bedingungen, die eine hierarchische Ungleichverteilung zugunsten von Männern hervorbringen, in der Sozialarbeit nicht gelten sollen. Das arbeitsteilige Prinzip, das Männern größere Führungskompetenz

zuschreibt, aber vor allem das Vereinbarkeitsproblem von Familie und Beruf (das vor allem Frauen haben) ist wohl ein ebenso gewichtiger Grund, warum Männer leichter in Führungspositionen aufsteigen (vgl. Fell 2001: 75). In der Connell'schen Diktion könnte man diese Bedingungen mit dem Begriff der patriarchalen Dividende bezeichnen. Es ist auffällig, dass die gesamtgesellschaftlichen arbeitsteiligen Prozesse in der Debatte um Männer in Führungspositionen Sozialer Arbeit ins Hintertreffen geraten und stattdessen „individualisierende“ Gründe, wie die oben genannte Kompensationsfunktion, vordergründig diskutiert werden. Damit besteht die Gefahr, dass männliches Leitungsstreben zu einer reinen Charaktereigenschaft verkommt.

Meiner Meinung nach hängt dieses Defizit mit dem spezifischen Selbstverständnis Sozialer Arbeit zusammen. Eine Profession, die sich auf die Fahnen heftet, soziale Ungleichheiten zu bekämpfen, tut sich ungleich schwerer diese Ungleichheiten in ihren eigenen Strukturen zu erkennen und zu thematisieren.

- Meine Hypothese vom starken politischen Engagement bei Männern möchte ich auch auf den Aspekt männlichen Leitungsstrebens anwenden. Mich stört an der Debatte, dass Führungspositionen in der Sozialen Arbeit vor allem mit besserer Bezahlung, mehr Macht und höherem sozialen Prestige assoziiert werden. Führungspositionen bedeuten meines Erachtens aber auch mehr Verantwortung und größere politische Gestaltungsmöglichkeiten. Ich kann mir nicht vorstellen, dass - überspitzt formuliert - reine „Karrieregeilheit“ für das rege Interesse von Männern an Führungspositionen ausschlaggebend sein soll. Sozialer Status und ökonomische Gründe sind sicher sehr bedeutsam, eine reine Reduzierung darauf wird aber weder Männern gerecht, noch der Bewertung von Führungspositionen an sich. Wenn für Männer, wie vermutet, ein starkes sozialpolitisches Engagement mit ein Grund ist für diese Berufswahl, warum sollten sie dann nicht auch inhaltliches berufliches Interesse daran haben, Verantwortung und Gestaltungsmöglichkeiten wahrzunehmen?

4. Resümee

Zuerst muss ich noch einmal auf den geringen Forschungsstand zum Gegenstand Männlichkeit in der Sozialen Arbeit hinweisen, der auch von allen AutorInnen, die sich damit beschäftigen, unisono beklagt wird.

Geschlechtsspezifische Erkenntnisse und gendergerechtes Arbeiten im Handlungsrepertoire Sozialer Arbeit kommen aber immer mehr zum Einsatz. Die Genderkomponente als wesentliches soziales Differenzierungsmerkmal hat sich in der praktischen und theoretischen Auseinandersetzung immer mehr durchgesetzt. Dies kann man etwa daran erkennen, dass Gender im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit erstmals als eigenes Handlungsfeld konzipiert wurde. Auch Böhnisch und Funk kommen zum Schluss, „dass die Kategorie Geschlecht eine zentrale Vermittlungskategorie zwischen leibseelischen und sozialen Bezügen darstellt und die Kenntnis der Geschlechtstypik es erst ermöglicht, zur sozial relevanten Befindlichkeit der Betroffenen vorzustoßen.“ (Böhnisch/Funk 2002: 16). Etwas salopp formuliert: Ohne Genderperspektive ist professionelles sozialarbeiterisches Handeln heutzutage undenkbar.

Daher verwundert es doch, dass genderperspektivische Analysen zum Beruf Sozialer Arbeit selbst, zu den Männern und Frauen, die darin tätig sind, eher Mangelware sind. Dies ist umso mehr verwunderlich, als Geschlechtlichkeit eine soziale Kategorie ist, die jede/n SozialarbeiterIn betrifft, ganz im Gegensatz zu vielen anderen sozialen Merkmalen, die für AdressatInnen Sozialer Arbeit wesentlich sind, für die psychosozialen Fachkräfte jedoch eher weniger.

Das soziale Geschlecht stellt eine soziale Differenzierungskategorie dar, anhand derer soziale Ungleichheiten festgemacht werden können – ohne diese damit notwendigerweise zu legitimieren. Das heißt, die Beschäftigung mit der Geschlechtlichkeit von Fachkräften beinhaltet auch eine konfliktbehaftete Auseinandersetzung in diesem Beruf. Das weitgehende Außenvorlassen dieser Thematik kann auch als Vermeidungsstrategie gewertet werden, sich Fragen nach sozialer Ungleichheit und vor allem machtspezifischen Momenten nicht zu stellen (vgl. Rose 2007: 132f.). Sollte

dieser Befund zutreffen, scheint er für eine Profession, die (Selbst)reflexivität als eine ihrer großen Stärken erachtet, doch einigermaßen ernüchternd zu sein.

Wenn der Diskurs über Geschlechtlichkeit und vor allem über Männer in der Sozialen Arbeit aber so richtig in Gang kommt, entzündet er sich meist an der Frage: Tun Sie es, oder tun Sie es nicht? (Wobei vor allem der erste Teil der Frage relevant erscheint!). Steigen die Männer in eine Führungsposition auf, oder nicht? Am emotionalsten wird die Debatte, wenn es um männliche Führungsansprüche geht. Diese zweite Erkenntnis meiner Untersuchung bestätigt die kurz zuvor erwähnte Einschätzung, dass in dieser Debatte doch ein großes Konfliktpotential liegt, dass es zu (be)heben gilt.

So zulässig die Kritik an männlichen, sei es nun habituellen oder hegemonialen, Verhaltensmustern von Männern in der Sozialen Arbeit ist, versperrt sie doch die Sicht auf die besonderen männlichen Benachteiligungen von Männern in der Sozialen Arbeit und ihre besonderen Herausforderungen, denn es gibt keinen Grund, „warum sich geschlechterterritoriale Grenzüberschreitungen für Männer anders darstellen sollten als für Frauen.“ (ebd.)

Was ist zum Beispiel mit den Sozialarbeitern, die in ihrer Berufslaufbahn immer an der Basis arbeiten? Wie kompensieren sie ihre habituellen Männlichkeitsdefizite? Haben Sie überhaupt solche? Die diskursdominante Frage nach männlichem Leitungsstreben verstellt meiner Meinung nach den Blick auf diese Fragen und erschwert Männern eine kritische Auseinandersetzung mit ihrer Berufs- und Geschlechtsidentität.

Die Debatte um männliche Führungsansprüche bringt außerdem eine weitere Erkenntnis. Die Geschlechterstrukturen in der Sozialen Arbeit können nicht losgelöst von der gesamtgesellschaftlichen Konstruktion der Geschlechterverhältnisse und Geschlechterzuschreibungen betrachtet werden. Die Auf- und Abwertungsmechanismen von Weiblichkeit und Männlichkeit, die sich in den Konflikten zwischen den Geschlechtern entwickeln, sind auch in der Sozialen Arbeit anzutreffen. Die Identität der Sozialen Arbeit hängt hochgradig von ihrer Zuschreibung als reproduktiver Beruf

ab. Damit unterliegt sie dem gesamtgesellschaftlichen Bewertungsmuster und ist deshalb von ihrem Prestige und Einfluss anderen klassischen Professionen, wie etwa der Medizin oder juristischen Berufen unterlegen. Von feministischer Seite wird der Versuch Sozialarbeit durch verstärkte Verwissenschaftlichung, Managementstrategien, etc. als gleichzeitige Entwertung der klassischen weiblichen Beziehungsarbeit gesehen. Gleichzeitig werden Führungspositionen und verwaltungstechnische Arbeitsbereiche abgewertet, indem sie als nicht der Sozialarbeit zugehörig gedacht werden. Aber hat die Leitung von Sozialarbeitern nichts mehr mit Sozialarbeit zu tun (vgl. Rose 2007: 123)? So sind viele Debatten in der Sozialarbeit oft unerkannt, aber immer untrennbar mit der Geschlechterdebatte verbunden. Diese hochkomplexen Zusammenhänge konnte ich nur ansatzweise herausarbeiten und bedürfen meines Erachtens tiefergehender Analysen.

Als vierten Punkt möchte ich noch auf die Situation von Männern zu sprechen kommen. Sozialarbeiter, so scheint es, gehören eher einer kritischen, „neuen“ Männlichkeit an, die traditionelle männliche Muster zu überwinden trachten. Insofern schätze ich die Chancen, die der Beruf des Sozialarbeiters mit sich bringt, die Möglichkeiten seine habituell eingegengten Handlungsspielräume zu erweitern und seine eigene Geschlechtlichkeit kritisch zu reflektieren als sehr hoch ein. Er scheint jedenfalls etwas Besonderes zu sein, so besonders, dass eine weitere Auseinandersetzung mit ihm notwendig erscheint.

LITERATURVERZEICHNIS

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Böhnisch, Lothar / Funk, Heide (2002): Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen. Weinheim und München: Juventa Verlag

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen: Leske + Budrich

Bublitz, Hannelore (2008): Lektion V. Geschlecht. In: Korte, Hermann, Schäfer, Bernhard (Hrsg.): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie. 7. Auflage. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Connell, Robert W. (2006): Der gemachte Mann. Konstruktion von Krise und Männlichkeiten. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH

Czollek, Carola Leah / Perko, Gudrun / Weinbach, Heike (2009): Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Döge, Peter (2001): Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik: Blockaden und Perspektiven einer Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses. Bielefeld: Kleine Verlag GmbH

Eichelseder, Gerda (2007): Geschlechterrollen, Sozialisation und Berufswahl am Beispiel der Sozialarbeit. Linz: Fachhochschulstudiengang Sozialarbeit Linz, Diplomarbeit

Fell, Florian (2001): Männer in der Sozialen Arbeit. Zur Identität männlicher Sozialarbeiter. München: Fachhochschule München, Fachbereich Sozialwesen, Diplomarbeit.

Fröschl, Elfriede (2001): Beruf Sozialarbeit. In: Gruber, Christine / Fröschl, Elfriede (Hg.): Gender - Aspekte in der Sozialen Arbeit. Wien: Czernin Verlag.

Gesterkamp, Thomas (2007): Die Krise der Kerle. Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft. Berlin: Lit Verlag Dr. W. Hopf

Gesterkamp, Thomas / Schnack, Dieter (1996): Hauptsache Arbeit. Männer zwischen Beruf und Familie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag

Heitjan, Alina (2008): Männer in einem Frauenberuf: Sozialarbeiter und ihr Selbstbild – Exemplarisch dargestellt aus der Sicht von Bewährungshelfern. Osnabrück: Fachhochschule Osnabrück, Bachelorarbeit.

Krabel, Jens / Stuve Olaf (2006): Männer in „Frauen-Berufen“ der Pflege und Erziehung. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Liesch, Karin (2008): Lektion IV. Identität und Habitus. In: Korte, Hermann, Schäfer, Bernhard (Hrsg.): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie. 7. Auflage. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Matzanke, Michael (2001): Männer und Männlichkeiten in der Sozialen Arbeit. Zum Rollenverständnis von Sozialarbeitern. Mittweida: Hochschule Mittweida, Fachbereich Soziale Arbeit, Studienarbeit.

Rohrmann, Tim (2006): Männer in Kindertageseinrichtungen und Grundschulen: Bestandsaufnahme und Perspektiven. In: Krabel, Jens / Stuve Olaf (Hrsg.): Männer in „Frauen-Berufen“ der Pflege und Erziehung. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Rose, Lotte (2007): Gender und Soziale Arbeit. Annäherungen jenseits des Mainstreams der Genderdebatte. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Schmidbauer, Ingrid (1994): Sozialarbeit als Frauenberuf. Eine soziologische Analyse mit feministischer Perspektive. Linz: Trauner Verlag.

Springer, Thomas (2010). Männer & Männlichkeit in der Sozialen Arbeit. (Männer sind Männer – Sozialarbeiter auch). Linz: Fachhochschulstudiengang Soziale Arbeit, Bachelorarbeit.

Wallner, Claudia (2008): Frauenarbeit unter Männerregie oder Männerarbeit im Frauenland? Einblicke in die Geschlechterverhältnisse sozialer Fachkräfte im Wandel Sozialer Arbeit. In: Böllert, Karin / Karsunky, Silke (Hrsg.): Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Wendt, Wolf Rainer (2008): Geschichte der Sozialen Arbeit. Band 1. Die Gesellschaft vor der sozialen Frage. Stuttgart: Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft.

Zulehner, Paul M. (2003). MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung. Ostfildern: Schwabenverlag AG.

Internetquellen:

Brandes, Holger (2004): Hegemoniale Männlichkeit und männlicher Habitus. Thesen zu Connell und Bourdieu. (Diskussionspapier zur 3. AIM-Gender-Tagung 2004). http://www.ruendal.de/aim/tagung04/pdfs/holger_brandes.pdf (10.01.2011)

Industriellenvereinigung: <http://www.iv-net.at/b1552m118> (10.01.2011)

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den benutzten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Werner Sailer

Bad Zell, am 22.3.2011